

(Nachdruck verboten.)

25] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Gyan.

16. Kapitel.

Als Georg Sellwig am nächsten Morgen in die Fabrik ging, lebte wieder der alte Trost in ihm. Als Märtyrer fühlte er sich, aber keineswegs als einer, der freiwillig Unrecht leiden will. Alles schrie in ihm, daß man ihm Unrecht tue. Nicht bloß der eine, der in die Versammlung gestern abend jenes infame Wort hineingeschrien hatte — auch die anderen, die meinten, er verriete ihre Sache an den Kapitalismus.

Ueber seinem Leben, das zu starke Gegensätze aufwies und für dessen leidenschaftliches Wollen die klaren Wege der Erkenntnis nicht vorhanden waren — über diesem Leben funkelte kein freundlicher Stern. Und so trieb ihn seine Energie, die in jedem Hindernis nur den bewußten Feind sah, über den Rand des Abgrundes, in die Tiefe. . . .

Wie er in den Arbeitsaal trat, kam auf seinen absichtlich laut gebotenen „guten Morgen“ kaum eine Antwort. Er war wütend darüber, obwohl es ihm erklärlich war. Sein Name hatte ja damals in der Zeitung gestanden! Dessenhalb beschimpft, beschmutzt und entehrt war er worden, weil er jemandem gedankenlos eine Gefälligkeit erwiesen hatte.

Er lachte laut auf und fing an zu arbeiten. Aber mit dem sicheren Bewußtsein, daß er den Abend in dieser „Bude“ nicht mehr sehen würde.

In der Frühstückspause waren eine ganze Anzahl der Kollegen drin beim Werkführer, der in einem kleinen Bretterverschlag hauste. Und als sie wieder draußen waren, kam der Werkführer selbst an Georgs Arbeitsplatz heran und sagte, er möchte doch einen Augenblick zu ihm hinein kommen.

Mit einem Bittern in der Brust, aber den härtesten Widerstand auf seinem jungen, kantigen Gesicht, tat's der Knopfdrücker.

„Herr Sellwig,“ sagte der Werkführer — er dachte sonst nicht daran, „Herr“ zu sagen, „es tut mir sehr leid, aber ich muß Sie was mitteilen. . . . Sie kenn' sich woll schon denken, was?“

Georg stieß einen Ton aus, der wie ein Lachen klingen sollte und sagte:

„Nö . . . woher soll ich denn det wissen! . . . Ich bin doch keen Gedankenleser!“

„Na,“ dem anderen wurde es offenbar gar nicht so leicht, es zu sagen und die passenden Worte zu finden, „Ihre Arbeitskollegen . . .“ er stockte wieder.

„Wat is mit meine Arbeitskollegen?“ fragte Sellwig absichtlich naiv.

„Ihre Arbeitskollegen ham jesagt . . . se sagen . . . se sagen . . . et jinge nich! . . .“

„Was denn, Meesta? . . . wat jehst denn nich . . .“

„Na, det se mit Jhn' weita zusamm' arbeiten sollten, . . . machen Se mir doch die Sache nich so schwer, Sellwig! . . .“

„Ach so! . . . hm . . . un wat sagt der Chef dazu?“

„Der Chef . . . na, der wees natürlich nicht davon . . . der hat keene Ahnung . . . un der braucht et ja ooch janich zu erfahren, erst . . .“

„So, na wie dachten Sie sich denn die Sache, Meesta?“

„Aber, Mensch, det is doch ganz einfach! . . . Sie nehmen Ihre Viecher und Ihr Geld und jehn los heite Am'dl! . . . Da kräht keen Hahn danach!“

„Aee, da kräht keen Hahn, ob ich nachher wat badiene und wat zu essen habe . . . Da ham Se ganz recht, Meesta!“

„Aber Menschenskind, reden Se doch nich son Kahl! . . . Sie sind doch 'n tüchtig Mensch! Sie kriegen doch iebaall Arbeit, wo Se ooch anfragen! . . .“

„Ja, die krieg' ich! Bis morjan wieder so'n Schlumpf kommt un damasselt mir de Fahrt un ich fliege wieder raus! . . . Kenn' Sie det Arbeit kriegen, Meesta, ja, nenn' Sie det Arbeit kriegen?“

Der Mann, der den tüchtigen Arbeiter nur ungern gehen ließ, suchte die Achseln. Ihm wars gewiß nicht recht, und er für sein Teil hätte gern über den Vorfall hinweggesehen.

Aber ganz unrecht geben konnte er den anderen doch nicht. Bewußt hatten die es längst, daß Sellwig aus dem Gefängnis gekommen war. Aber keiner hatte ihm ein Wort gesagt darüber; und unter sich hatten sie's entschuldigt, weil ja auch schließlich wirklich nicht viel an der Sache dran war. . . . Ja, wer hieß denn nun den Sellwig, sich den Mund verbrennen für den Chef? . . . Daß einer aus den eigenen Reihen Partei nahm gegen sie selber, das litten die Arbeiter eben heute nicht mehr. Deswegen hatten sie denn auch sämtlich gedroht, wie ein Mann die Arbeit niederzulegen, wenn Georg Sellwig morgen noch am Balancier stände.

Dem Knopfdrücker schnürte der Grimm die Kehle zu. Da war mit einem Male wieder der trotzig Junge da, den des Vaters Züchtigung beinahe zum Brandstifter gemacht hätte, vor Jahren. . . . Jedes ruhige Nachdenken verdunkelte die Empörung. Und der Hah warf seine roten Fackeln in alle die Wohnungen, welche die Liebe in diesem wilden Herzen gebaut hatte. . . .

Mit einem Brummen ging er. Er ging gar nicht erst noch einmal an seinen Arbeitsplatz. Wozu sich sein Arbeitszeug holen, das brauchte er doch nicht mehr! . . . Man kann sein Brot auch anders verdienen! . . .

Wie er rannte, als er auf der Straße war! Immer los, daß er nur ja schnell zu seiner Emma kam!

Und die lachte, wie sie alles hörte. . . . Oh, er wüßte bloß noch nich, wie die Menschen sind. . . . Sie kennt sie besser! Aber zuerst sollte er sich hinsetzen und 'ne Flasche Bier trinken und 'n Happen essen. . . . Das wär' die Hauptsache! Nachher wollten sie reden. . . .

Er wollte nicht, aber wie Glas und Flasche vor ihm stand, stürzte er wieder und wieder das Getränk hinab. Sie war in der Küche und briet Skoteletts. Dann kam sie, glühend von der Herdhitze. Und wie sie ihm gegenüber saß und er sie kauend betrachtete, da versanken in dem Verlangen, das ihr zärtliches Gesicht immer in ihm entzündete, langsam, wie in einem blumenüberwachsenen Sumpf, sein Nachedurst, seine Vergeltungsgedanken. . . .

Er wurde leichtsinnig und wieder froh und verschlief in ihren weißen Armen den Tag und die Nacht. . . .

17.

Der Knopfdrücker versuchte gar nicht mehr, in seiner Branche Arbeit zu bekommen. Er sei zu stolz dazu, redete er sich ein — daß sein Stolz eigentlich „Scham“ hieß, und daß er sofort auf die andere Seite ging, wenn er einen früheren Arbeitskollegen kommen sah, das sagte er niemand.

Der schwarzen Emma war das ganz recht, sie hatte ihn doch jetzt immer um sich. Und trotzdem er sie schwanger gemacht hatte, raffelte ihre Nähmaschine unaufhörlich. Aber ihr Verdienst reichte nicht zu. Die dreißig und vierzig Mark, die er sonst des Sonnabends heimgebracht hatte, fehlten eben. Für das mangelnde Amüsament entschädigte sie noch ihre Zärtlichkeit, aber sie hatten bereits Mietschulden, und ihre Kasse versagte bei der geringsten Anschaffung.

Er ging hier und da Arbeit suchen. Aber was er hätte haben können, behagte ihm nicht, und die guten Stellen sind auch in der Großstadt selten.

So nagte die Sorge an ihrer Zufriedenheit.

Eines Tages sagte Emma:

„Weißte, Du könntest doch mit Deine Kunst Geld badienen!“

Er war ganz erstaunt.

„Mit meine Kunst?“

„Na ja, als Athlet, mein' ich!“

„Donnerwetter!“

Er sprang von der Kohlenkiste, auf der er gesessen hatte, in die Höhe.

„Det is 'ne Idee! . . . Du! . . . Meinste denn, daß det jehst, Emmeken?“

„Na, warum soll'n des nich jehn. . . . Uff de Kleenen Theater, da sieht man doch ofte welche, die kenn' noch lange nich soviel wie Du! . . .“

Er mußte lächeln, aber es schmeichelte ihm, daß sie solch' hohe Meinung von seinem Können hatte.

„Du müßtest mal zu Schnepper jehn,“ plauderte sie

weiter, „der hat früher ooch mal Jerungen for Geld, id floobe in'n Einstella. . .“

„Na, weest Du denn, wo er wohnt?“ fragte Georg etwas argwöhnisch, denn er erinnerte sich der begehrlichen Blicke, mit denen der Breitschulfrige mit dem schwarzen Scheitel seine Diebsthe damals betrachtet hatte.

„Zewiß weiß ich's,“ meinte das Mädchen harmlos, „das heest, früher, da wohnte er bei eene Witwe in der Müllerstraße 117. . . un wenn er jetzt 'ne andere Bleibe hat, denn find' man det ja raus. . .“

Sie hielt inne und setzte dann lachend hinzu: „Wenn er nich etwa außerhalb ist, in Sommerwohnung oder so. . .“

„Ach!“ machte Georg, „in Sommerwohnung? . . . Jetzt im Winter! . . . am Endel. . .“

Nun lachte sie hell auf.

„Na ja! Weest denn nich, was det heest?! . . . man sagt doch immer so! . . . ich meine, wenn er nich sitzt! . . .“

„Achso! . . .“

Georg war ein paar Augenblicke ganz still.

„Also darum wollte der damals nich mit de Sprache raus, wie id'n fragte, wovon er denn eintlich leben tat. . . Da-drum! . . . na ja, eigentlich hätt' ichs mir ja denken kenn'l. . . denn so sah er auch aus, als ob er jeleentlich mal 'n Ding drehn würde. . .“

Er überlegte wieder.

Sie sagte nach einer Pause:

„Du brauchst Da ja auch weiter nich mit'n abzugeben. . . bloß wejen die Athletenstelle. . . na ja!“

Sie wurde rot, weil Georg über ihre drollige Ausdrucksweise lachte.

„Damit weest a' Decheid!“

Nach einer Weile sagte Georg wieder:

„Wenn id' man wüßte, wie sich der Olle dazu stellen wird?“

„Dein Vater?“ Sie hob die Achseln und verzog ihren hübschen Mund, „weest, Georrich, et is ganz hibisch, wenn man wat gibbt uff seine Eltern, aber det darf doch auch nich ausarten! . . . Deine Ollen ham Da wieda uffgenommen, wie De rauskamst aus 't Kitchchen, aber det wa doch ihre vadamante Pflicht und Schuldigkeit! Davor sind et doch Deine Eltern! . . . un sonst. . . na, id' will ja nich sagen, aber Dein Vater, der tut grade so, als ob De noch 'n kleena Junge wärist, den man de Hosen noch uff- und zuknöppen muß. . .“

„Dis verstehste nich! . . . Davor is et eben mein Vata. . . un man kann froh sein, wenn man noch eenen hat. . .“

(Fortsetzung folgt.)

Das System Bode und die Florabüste.

Vor Wochen ver kündete schon die vom Kaiser-Friedrich-Museum inspirierte „Voss. Zeitung“, die sich ja auch zum Publikationsorgan des Herrn Grotor alias Petersen hergab, der Streit um die Florabüste wäre nunmehr zu Ende. Der sehnliche Wunsch hatte diesen Gedanken eingegeben. In der Tat könnte der Bodepartei nichts willkommen sein, als wenn die ganze Affäre nunmehr mit dem Mantel der sogenannten Sachverständigenutachten zugedeckt würde. Als ob damit die Echtheit der Florabüste erwiesen wäre, als ob damit die Willkürwirtschaft des Herrn Bode, die Eligenregierung seiner Partei, und die Korruption der deutschen Zeitschriften und Zeitungen, die in diesem Falle so unberührt ans Licht trat, aus der Welt geschafft wären. Die Flora-Affäre hat Zustände ent hüllt, die vor der breitesten Öffentlichkeit besprochen werden müssen. Selbst wenn es sich nur um die Echtheit der Büste gehandelt hätte, wäre ohne das entscheidende Eingreifen der Presse die Angelegenheit im stillen Kreise der „Fachmänner“, die sich bei dieser Gelegenheit aufs gründlichste blamiert haben, begraben, vertuscht und mit Hilfe eines skrupellosen Terrorismus unschädlich gemacht worden. Und wahrscheinlich wäre nicht einmal diese Parodie der Unterjuchung, die wir erlebten, aufgeführt worden. Die Presse hat erst das englische Material zur Verfügung gestellt, ohne das die ganze Frage überhaupt nicht ernsthaft behandelt werden kann, wir meinen die Aussagen der Augenzeugen Lucas und Whitburn. Die Presse hat verhindert, daß Herr Bode und die Seinen diese durch nichts erschütterten positiven Aus sagen glaubhafter, unbestochener, und nicht durch irgendwelche Interessen beeinflusster Männer weiter toschwiegen und als Bagatelle behandelten. Und die Presse wird — wenigstens soviel an uns liegt — die Rolle, die Herr Grotor in der Angelegenheit gespielt hat, gründlicher aufzudecken haben, als es manchen Leuten recht sein wird. Aber weit über die Tragweite dieser Spezialfrage hinaus ist das ganze System des Herrn Bode in einer Weise

bloßgestellt worden, daß es dringende und unüberwindliche Pflicht der Öffentlichkeit geworden ist, in der Presse und im Parlament dieses System einer gehörigen Kritik zu unterziehen und auf Abstellung der schweren Schädigungen zu drängen, die es unserem Museumsbetrieb gebracht hat und weiter bringt. Oder ist etwa die ganze Verwaltungstätigkeit des Herrn Bode eine Privatangelegenheit, die den Herrn Generaldirektor und seine Gefolgsleute allein angeht und für die das Land nur die Mittel zu bewilligen hat?

Erfreulicherweise hat sich nun auch im Kreise der Fachmänner jemand gefunden, der das System Bode einer eingehenden, sachverständigen und unbeeinflussten Kritik unterzogen hat. Selbstverständlich wirkt er nicht in Breiten. Es ist vielmehr dem Münchener Professor Karl Voll, dem ja wohl auch die Bode-Elite nicht die nötige Urteilsfähigkeit und Autorität absprechen wird, zu danken, wenn wir aus dem Kreise der Kunsthistoriker und Museumspraktiker — auf beiden Gebieten hat sich Prof. Voll bewährt — zu hören bekommen, was uns die anderen so wohlweislich verschweigen. Prof. Voll behandelt in dem Februarheft der „Süddeutschen Monatshefte“, das in diesen Tagen erscheint, auf zwanzig Seiten das Thema: Die Florabüste, Wilhelm Bode und die Wissenschaft.

Zum Kapitel der Florabüste bringt Prof. Voll eine merkwürdige Parallele:

„Vor einigen Dezennien wurde für den Louvre eine italienische Büste erworben, die einen gewissen Venebieni, einen Schriftsteller aus Savonarolas Fremdestreise darstellt. Sie wurde ähnlich gefeiert wie die Berliner Wachsbüste, aber in den Freudenrausch schlug die Alarmbotenschaft, daß der italienische Kunsthändler Freppa behaupte, die Büste so gar nicht alt, sondern sei das Werk eines damals noch lebenden Florentiner Bildhauers. Hierauf antworteten die Freunde der Venebieni büste mit Hohn. Es sei ganz unmöglich im neunzehnten Jahrhundert etwas zu machen, was dem hohen Stilgefühl entspreche, das das Quattrocento und diese Büste gemeinsam haben. Ein Bildhauer verweilte seine Hand zum Pfande, daß kein moderner Künstler eine solch wundervolle Arbeit machen könnte; aber der Kunsthändler blieb bei seiner Behauptung stehen und konnte nachweisen, daß wirklich ein gewisser Bastianini nach einem auch noch lebenden Tabalarbeiter namens Giuseppe Bonaiuti das Werk geschaffen, und daß Freppa 350 Lire dafür bezahlt habe. Dann kam die oblige Ernüchterung, und jedermann sah, daß die Büste nur das Schema vom Quattrocento, aber nicht den Geist hatte.“

Im Anschluß an diesen beweiskräftigen Fall — ebenso gut hätte die berüchtigte Tiara des Saitaphaernes angezogen werden können — erörterte Prof. Voll die aus der Fülle des Gemüts geschöpfte Argumentation Bodes, im 19. Jahrhundert sei es unmöglich gewesen, eine solche Florabüste zu schaffen: „Genau das gleiche wurde seinerzeit zur Verteidigung der Venebieni büste gesagt, und das Argument erwies sich als haltlos. In der Tat wird auch sonst noch fast regelmäßig dieser Einwand gebracht, wenn eine Fälschung entdeckt und nicht sogleich als solche allgemein anerkannt wird. Mit derartigen Gefühls werten darf heute nicht mehr gearbeitet werden. Man hat auf dem Gebiete der Fälschung und Kopie so viel erlebt, daß die höchste Vorsicht geboten ist, und man darf sogar ohne Sorge behaupten, es kann alles gefälscht und kopiert werden. Darum helfen, wenn ein Kunstwerk mit positiven Gründen als gefälscht bezeichnet wird, nur noch positive Gründe, um es doch als echt gelten zu lassen.“

Ist nun die Wachs büste von Leonardo da Vinci, dem großen Künstler der Renaissance gemacht? Prof. Voll konstatiert: „Die Antwort lautet heute schon ganz einmütig, daß Leonardo nicht als der Urheber der Büste gelten kann. Die einen drücken sich recht günstig über den künstlerischen Wert aus, die anderen halten sie für eine künstlerisch-wertlose Arbeit. Aber alle stimmen darin überein, daß wir hier kein Werk von Leonardos Hand vor uns haben. Damit ist die Hauptfrage entschieden. Die Büste, die dem Berliner Museum heute schon rund 200 000 M. kostet, wurde mit solch großem Preise nur bezahlt, weil sie für eine Arbeit des Meisters selbst angesehen wurde. Niemand würde sich besonders um sie bekümmert haben, wenn sie nur als eine Schularbeit, als eine in Wachs ausgeführte Kopie nach einem Gemälde des Meisters aufgestellt worden wäre. . . Ob nun die Büste gefällig und hübsch ist, ob sie wenigstens Anzeichen dafür hat, daß sie einmal hübsch gewesen ist, oder ob sie nicht mehr als eine Freierpuppe ist, das kommt so wenig in Betracht, als ob die vielen leonardesten Halballe der Mailänder Schule um eine weitere Replik vermehrt wurden. Sehr in Betracht kommt dagegen die höchst fatale Tatsache, daß diesmal nicht ein Laie, nicht ein schnell zu begeisternder Künstler, sondern der mächtigste Vertreter deutscher Kennerenschaft nicht zwischen Meisterhand und Kopie unterschieden hat. „Die Kunst“ leidet darunter, wenn sie nicht in der Mehrzahl ihrer Mitglieder sich von dem Irrtum lossagt, den ein einzelner begangen hat.“

Des weiteren stellt Prof. Voll fest, daß es sehr wohl eine Methode gegeben hätte, um vor Irrtum bewahrt zu bleiben. Bode selbst hatte vor einigen Jahren in seiner Studie über Leonardo als Plastiker versucht, plastische Werke Leonardos nachzuweisen. „Hier waren doch mehrere ganz charakteristische Skulpturen Leonardos, Kunstwerke von hohem Rang veröffentlicht; man brauchte nur zu kontrollieren, ob die Florabüste zu ihnen paßte oder nicht. Dann war der Fall wissenschaftlich erledigt. Das ist auch geschehen; aber das Resultat war peinlich. Die von Bode als eigenhändige Skulpturen Leonardos bestimmten Reliefs passen in keiner Weise zu der Florabüste.“

Siebt so die kunstgeschichtliche Unterföhlung für die Echtheit der Wüste nur negative Resultate, so gaben die Aussagen der englischen Zeugen um so deutlichere positive Anhaltspunkte. Prof. Völl analysiert an der Hand unseres Artikels vom 24. Dezember die englischen Zeugnisse. Was sie berichten ist in einfacher Sprache entwickelt und schildert ganz einfache Vorgänge. . . Die Aussagen, die wir für die Autorschaft alter Kunstwerke oft aus sehr trübenden Quellen entnehmen, sind in den seltensten Fällen so klar wie die hier vorliegenden. . . Es wurden eine große Reihe von Einzelheiten zur Bekräftigung beigelegt. Dadurch hatte ihre Erzählung von vornherein viel Ueberzeugungskraft. Nun wurde aber noch obendrein mit einer fast grausamen Härte nach irgend einer Unrichtigkeit gefahndet und keine einzige gefunden. . . Man hat nun von Berlin aus gesagt, daß der Sohn des Bildhauers Lucas sich vielleicht doch irren könne. Er ist jetzt 81 Jahre alt und sein Gedächtnis könne ihn leicht täuschen. Aber gerade dieser Umstand, daß der jüngere Lucas so alt ist, erhöht im Zusammenhang mit der Ausführlichkeit seiner Erzählung die Glaubwürdigkeit. Er erzählt ja nichts aus seiner späten Zeit, sondern aus seiner Jugend. Er weiß noch, daß er seinen Vater an der Wüste arbeiten sah und daß er ihm selbst dabei geholfen hat. Und nun ist es eine bekannte Eigenschaft des Gedächtnisses von alten Leuten, die sich ihre geistige Frische bewahrt haben, daß es die Ereignisse der Jugend treu und fest wie Versteinerungen unveränderlich aufbewahrt.

Aber auch die kunstgeschichtliche Nachprüfung ergibt nach Völl die Glaubwürdigkeit der englischen Zeugen. „Auch der kunstgeschichtliche Beweis dafür, daß Lucas als Imitator wohl fähig gewesen ist, eine Arbeit vom Stile der Wüstenbüste zu machen, ist vollständig erbracht. Mehr als das: der Stil seiner antikisierenden Werke deutet sich völlig mit dem der Florabüste, und so müssen wir sagen, daß er nicht nur fähig gewesen ist, die Wüste zu machen, sondern daß der Charakter der Wüste nicht der Behauptung widerspricht, sie sei von Lucas gemacht worden.“

Nach dieser Erledigung der Echtheitsfrage geht Völl zur allgemeinen Würdigung des Systems Vode über und bespricht zunächst die Verteidigung, wie sie von Vode geführt wurde: „Vodes Verhalten im langen Verlauf der peinlichen Angelegenheit hat allen Anforderungen der Wissenschaft widersprochen, ganz abgesehen davon, daß wohl allgemein über den Ton Klage geführt wurde, mit dem er seine Gegner abzufertigen gesucht hat. . . Bis jetzt galt, nicht zum kleinsten Teil durch Vodes Verdienst, die deutsche Kunstwissenschaft als die erste und zuverlässigste der Welt. . . Mit Schönderelei wird bei uns kein dauernder Erfolg erzielt. . . Das war unser Stolz, und den hat Vode gekniet; denn in Vode war die deutsche Kunstwissenschaft verkörpert oder schien es wenigstens zu sein. Wenn gerade er sich im gegebenen Falle als ein so unbeherrschbarer Feind ruhiger Forschung erweist, wenn er für gute Gründe nur able Schimpfworte, für positive Tatsachen nur haltlose Ausreden hat, dann ist die deutsche Kunstwissenschaft diskreditiert.“

Nicht daß Vode sich dieses eine Mal getäuscht hat, soll ihm angerechnet werden, er hat sich oft, unzählige Male getäuscht und zwar gerade dann, wenn er bedeutende Ankäufe machen wollte. Der große Rubens aus der Schönborn-Galerie ist — kein Rubens; der große Rembrandt für 300 000 M. ist kaum mehr als ein von Rembrandt teilweise überangenes Schulwerk. Der Fra Angelico, der unter den Neuwerbungen hängt, ist ein schwaches Schulwerk. Ebenso in der Plastik, wo sich viele Fehlkäufe aufzählen ließen. Vor allem ist der von Vode entdeckte Giovanni (Jüngling) nicht von Michelangelo. Zudem sind von Vode auf diesem Gebiete, wo er als besonderer Kenner gilt, eine Reihe Fälschungen nicht erkannt worden.

Wie kam es nun, fragt Völl, daß alle diese Fehlkäufe bekannt sein konnten, ohne bei der Beurteilung der Florabüste in die Wagtschale zu fallen. Die Antwort lautet: „Vode hat sich nahezu die gesamte Presse dienstbar gemacht. Man darf nicht übersehen, daß von den vielen deutschen Blättern lange Zeit nur ein einziges“), das „Berl. Tagebl.“ gewagt hat, den Kampf gegen

*) Das ist ein Irrtum Volls. Der „Vorwärts“ hat ungefähr gleichzeitig seine Kampagne begonnen. In der „Tägl. Rundschau“ kämpfte W. Pastor eine Zeitlang sehr wader, um dann auf einmal für lange zu verstummen. Jetzt bringt er plötzlich einen Schlusartikel. Man hält allgemein Herrn Pastor für einen ehrlichen Mann, um so mehr hätte er Anlaß, über das merkwürdige Verstummen öffentlich Anschluß zu geben. — Mehr als merkwürdig war das Verhalten der Zeitschrift „Kunst und Künstler“, die Karl Schefler im übrigen ausgezeichnet redigiert. Die Zeitschrift brachte einen großen Verteidigungs- und Respektartikel aus Vodes Feder, ohne daß er dort angegriffen war. Darin stand auch noch die famose Hypothese von den zwei Wüsten, die Professor Miethe damals bereits widerlegt hatte und damit war die Florafrage erledigt! Das nennt sich eine objektive Redaktion! — Die von den eingeschworenen Vodejüngern redigierten Kunstzeitschriften kommen in dieser Frage nur als Stimmungsmacher in Betracht. Ihre Wissenschaft richtet sich nach Herrn Vodes Ansichten. Uebrigens ist wieder einer der Kunsthistoriker, die sich für Vode aus angelegentlichste blamierten, befördert worden. Wir meinen Herrn Georg Gronau, der eben die Direktion der Kasseler Galerie bekam. Er muß sehr große Verdienste um Vode haben!

Vode in dieser Angelegenheit aufzunehmen, daß ferner sehr viele — par ordro du mouphti? — hartnäckig gegen die Feststellung der Wahrheit arbeiteten und daß endlich viele und zwar sonst ausgezeichnete redigierte, sich unbewußt unter dem Einfluß von Vode beugten und in Unklarheit blieben. Was in diesem einen Fall offen zutage getreten ist, das war seit langem schon Gebrauch, ist jedoch nicht öffentlich bekannt geworden. Aber seit mehr als zehn Jahren hört man die immer stärker werdende Klage, daß es fast unmöglich ist, eine von Vodes Ansicht abweichende Meinung durchzusetzen; selbst die fachwissenschaftlichen Blätter und Revuen lassen hier so gut wie vollständig im Stich.“

Völl sucht nach einer Erklärung für die Vodesche Mißwirtschaft und findet sie in Vodes Ehrgeiz, das Kaiser-Friedrich-Museum zum reichsten in Deutschland zu machen. Die Rücksicht auf Quantität trat in den Vordergrund; es begann ins Uferlose zu gehen. Eine gründliche Beschäftigung mit einem Gegenstande oder einem Fach war nicht mehr möglich. Vode erstrebte eine Vielseitigkeit, die das Resultat seiner Bemühungen sehr beeinträchtigte. „Seine Angaben und Bestimmungen sind sehr unzuverlässig“. Man nahm ihn schließlich mehr als Kenner denn als Wissenschaftler, aber auch sein Ruf als Kenner ist schwer erschüttert und nicht erst durch die Florabüste. Vode erklärt daselbe Kunstwerk bald für echt, bald für unecht! Mit unrichtigen Urteilen von ihm könnte man zehn Leporellolisten füllen. Der Fall der Florabüste steht nicht vereinzelt da, sondern ist typisch für Vode.“

Auch die Vegetations- und Einkaufspraxis, die Herr Vode befolgt, scheint für einen Generaldirektor der Igl. Museen mehr als bedenklich. Wenn die Fälle, die Prof. Völl aus Bayern berichtet — ein anderer ist von dort aus direkt zu unserer Kenntnis gebracht worden — nur halbwegs zutreffen, so muß man schon sagen: diese Skrupellosigkeit ist ja vielleicht im Interesse der Berliner Museen gelegen, aber sie wird auf die Dauer überall mit Recht das höchste Mißtrauen erregen und dann schaden. Ob die Manöver, die Herr Vode hierbei anwendet, auch nur im Pferdehandel für fair gelten würden, scheint fraglich.

Man hat den Segnern Vodes immer zum Vortwurf gemacht, sie wollten den verdienstvollen Mann stürzen. Prof. Völl versichert für sich, daß er nicht den Mann, sondern das System Vode angreife. So wenig nun auch Herr Vode für seine Person besondere Schonung verdient (der Fall Tschudi und die Flora-Affäre reden, von allem anderen abgesehen, eine zu deutliche Sprache), so ist doch auch uns seine Person Nebenache, Vodes System aber, seiner Autokratie, seiner unheilvollen Beeinflussung der Presse, seiner illoyalen Kampfführung, der durch ihn veranlaßten Diskreditierung der deutschen Wissenschaft und des deutschen Volkes im Auslande hat unser rückwärtsloser Kampf weiter zu gelten.

Kleines feuilleton.

Kulturgeschichtliches.

Ueber die Geschichte des Mörtels gibt Prof. Rohland im „Archiv für die Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik“ einen interessanten Ueberblick. Die ersten Steinbauten für die Mensch mit Hilfe roh übereinandergerammter, unbehauener Felsblöcke aus; derartige sogenannte Chlophenmauern haben sich in verschiedenen Erdteilen erhalten. Zum Ausschmieren der Fugen und Löcher diente dann wohl hie und da der Lehm, der allerdings die einzelnen Steine niemals fest miteinander verbinden konnte. Wann zum ersten Male die Verwendung des Mörtels aufkam, wem diese Erfindung zu danken ist, das verliert sich im Dunkel der grauen Vorzeit. Jedenfalls mußte man vorher irgendwie, wahrscheinlich durch Zufall, indem man Feuer auf einem Herde von Kalk- oder Gipsstein anzündete, die Veränderungen wahrgenommen haben, die durch das Brennen an derartigen Steinen vor sich gingen. Die ältesten, mit Mörtel zusammengefügteten Baubauwerke haben sich in Ägypten erhalten: es sind die aus riesigen Schenitblöcken aufgebauten Pyramiden, deren Alter in die Jahrtausende geht. Der hierzu verwandte Luftmörtel besteht nach einer chemischen Untersuchung aus 82,89 Prozent Gips, 9,8 Prozent Kalkstein und kleinen Mengen von Magnesiumcarbonat, Eisenoxyd, Tonerde und Sand. Wir haben es hier also nicht mit dem aus gelöschtem Kalk und Sand bestehendem Mörtel zu tun, wie er in der Gegenwart Verwendung findet, sondern mit einem Gemenge von gebranntem Gips mit gebranntem Kalk in Verbindung mit Wasser. Dem Gebrauch des Kalkmörtels begegnen wir zuerst in Griechenland; der zur Rednertribüne auf dem Versammlungsort zu Athen verwandte Mörtel — der Bau datiert aus der Zeit des Perikles, zirka 400 Jahre vor Christi — setzt sich zusammen aus 45,7 Prozent gebranntem Kalk, 37 Prozent Kohlenfäure und 12 Prozent Sand, nebst sonstigen geringfügigen Beimengungen. In der Folgezeit verwandten die Maurer dann immer weniger Kalk und dafür mehr Sand zur Herstellung des Mörtels. Bei den mittelalterlichen Bauten überwiegt der Sand; das Verhältnis zwischen Sand und Kalk schwankt dann zwischen 3:2 und 5:2.

Einen hydraulischen, auch im Wasser seine Bindkraft bewahrenden Mörtel treffen wir zuerst bei den Römern, an deren Kolossalbauten ja kein Volk des Altertums herantreibt. Zwar

war ihnen die Herstellung des heute allgemein gebräuchlichen Portlandzements noch unbekannt. Sie verwendeten, wie aus den Schriften ihres berühmten Vitruv hervorgeht, als Wassermörtel die sogenannte Puzzolana, eine natürliche, ton- und kieselreiche Erdbart, die am Meere bei Puteoli in der Nähe von Neapel gefunden wurde und wahrscheinlich untermeerischen Vulkanusbrüchen ihren Ursprung verdankte. Diesem Luftpfein wurde gelöschter Kalk zugesetzt und den so gewonnenen Mörtel nahmen die Römer vorzugsweise zu Kanalisationsbauten, Badabassins, Häfen- und Wasserleitungsanlagen. Ein der Puzzolana an praktischer Verwendbarkeit nicht nachstehendes Gestein, der Trach, wurde dann nach Eroberung Galliens und des Rheingebietes in den vulkanischen Gegenden Deutschlands, in der Eifel und dem Quellgebiet der Donau gefunden und ausgebeutet. Das Rezept zur Herstellung dieses Wassermörtels geriet aber in den Stürmen der Völkerwanderung und im frühen Mittelalter bereits in Vergessenheit. Bis sich in der Neuzeit mit der wachsenden Industrie und ihren mannigfachen Anlagen auch wieder das Bedürfnis nach einem hydraulischen Mörtel geltend machte. Um 1800 machten französische und englische Techniker verschiedene Versuche in dieser Richtung. Der Engländer Smeaton verwandte zu dem Bau des berühmten Leuchturmes von Eddystone in der Bucht von Plymouth einen blaugrauen Kalkstein aus Südwales, der sich den Einwirkungen des Meerwassers gegenüber als sehr widerstandsfähig erwies. Die Erfindung eines künstlichen Wassermörtels, des Portlandzements, so benannt nach dem damals hauptsächlich zu Bauzwecken verwendeten Haufstein, dem Portlandstein, gelang zum ersten Male im Jahre 1824 einem englischen Maurermeister Josef Aspin aus Seebis durch eine richtige Mischung von Kalkstein und Tonerde. Bis in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war die Herstellung des Portlandzements ausschließlich englisches Monopol. 1855 wurden die ersten deutschen Fabriken in Züllichow und Settin eröffnet, und seit 1870 etwa ist Deutschland der ausschlaggebendste Produzent in dieser Industrie; zurzeit werden über 500 000 Tonnen jährlich in das Ausland exportiert. Dieser ungeheure Aufschwung erfolgte namentlich im Anschluß an die Entdeckung eines französischen Gärtners, namens Monier, der zum ersten Male Beton mit Eisen verband. Das Eisen erwies sich in dieser Verbindung durchaus als widerstandsfähig; es oxydiert nicht, während alle anderen unedlen Metalle darin durch Verrosten zugrunde gehen. Besonders sind es die industriellen Anlagen, die den Eisenbetonbau bevorzugen. Doch scheint die Entwicklung auf diesem Gebiete noch lange nicht abgeschlossen zu sein. Gegenwärtig mehren sich die Verfabren, aus wertlosen, technischen Abfallstoffen einen hydraulischen, stark bindenden Mörtel herzustellen. Ein solches Material ist die leichter als unbrauchbar zu hohen Halden aufgeschichtete Hochofenschlacke, die in äußerst feinem gemahlenem Zustande mit Kalksteinmehl vermengt und gebrannt wird; aus dem so entstandenen Produkt gewinnt man durch Befügung von zirka 30 Proz. granulierter, d. h. mit kaltem Wasser abgeschreckter Hochofenschlacke den Eisenporlandzement. Die Versuche zielen gegenwärtig dahin, überhaupt alle Arten von Verbrennungsschlacke zur Betonfabrikation nutzbar zu machen. eg.

Aus der Vorzeit.

Das größte Raubtier der Welt. In den Räumen des New Yorker naturhistorischen Museums ist jetzt das Skelett des größten Raubtieres der Erde, des Tyrannosaurus, aufgestellt worden, das vor kurzem von Prof. Varnum Brown südlich von Glasgow in Montana aufgefunden worden ist. In dem "American Museum Journal" wird dieses größte Beutetier, das je gelebt hat, als ein 40 Fuß langes Ungeheuer geschildert, mit einem gewaltigen massiven Schädel, mit Hauern, deren Länge vier Fuß erreicht und die mit großen scharfspitzigen Zähnen von zwei bis zu sechs Zoll Länge besetzt waren. "Dieses Konstrum ist ohnegleichen unter den Raubtieren, die je die Erde bevölkert haben. Der Felsen, in dem das Skelett gefunden wurde, war ein geologisches Gebilde aus lockerem Sandstein, aber das Skelett selbst war zum größten Teil in einer kieselharten Schicht eingebettet. Die Lösung der Beinteiile aus diesem eisenharten Gebilde war eine langwierige, schwierige Arbeit, die aber glücklich zu Ende geführt werden konnte." Die Expedition des Museums war so glücklich, an demselben Fundort noch zwei weitere Skelette dieses riesigen Raubtieres aufzufinden. Der Schädel und die Rinnbacen des dritten Exemplars, das weitaus das größte und schönste ist, sind in einem besonderen Glaskasten neben dem montierten Skelett aufgestellt. Der Schädel ist ausgezeichnet erhalten und von höchstem wissenschaftlichen Interesse; die Schädelnähte lassen die ganze Struktur des Kopfes genau erkennen, und auch die Lage und Größe der Gesichtorgane kann genau bestimmt werden. "Es gibt kein lebendes Raubtier, das mit diesem fleischfressenden Saurier verglichen werden kann. Der Löwe und der Tiger jagen in der Regel nur mittelgroße Pflanzenfresser und vermeiden die großen dickhäutigen Säugetiere, wie das Rhinoceros und den Elefanten. In der Saurierzeit war es im Tierreich anders. Der Allosaurus der Juraperiode und Tyrannosaurus aus der Kreidezeit waren von der Natur mit so furchtbaren Waffen ausgerüstet, daß sie den größten Pflanzenfressern nachstellen konnten; der Umfang und die Kraft ihrer Angriffswaffen übersteigt alles, was man von den lebenden Raubtieren und den Raubtieren der prähistorischen Zeiten kennt. Dagegen waren auch die Ver-

teidigungswaffen der Pflanzenfresser ungleich wirkungsvoller als die der heutigen Tierwelt, wo die dicke Haut der großen Säugetiere im wesentlichen nur noch ein Schutzmittel gegen zufällige Verletzungen und gegen Insekten bildet. Die gewaltigen Hörner und der knochige Nackenschutz des Triceratops und der Panzerschutz des Schwabels und Leibes des Ankylosaurus entwickelten sich zweifellos als Abwehrmittel gegen die Angriffe des großen Tyrannosaurus. Die anderen Zeitgenossen des Tyrannosauriers, die wie der Trachodon seinen Panzerschutz besaßen, führten ein mehr amphibisches Leben und konnten sich durch rasches Schwimmen dem furchterlichen Feinde entziehen, während die kleineren Saurier beweglicher und gewandter waren und durch ihre Schnelligkeit ein Rettungsmittel besaßen."

Technisches.

Gewebe aus Aluminium. Als Napoleon das Aluminium mit dem Ehrennamen „L'Aluminium“ besetzt hatte, war es noch eine große Neuheit, denn man hatte noch vor kurzem Mittel gefunden, dies Metall aus gewöhnlichem Ton auszucheiden. Seitdem hat eine ungeheure Entwicklung stattgefunden und was man früher mühsam durch Retorten zuwege brachte, geschieht heute in großem Maßstabe durch Vermittlung des elektrischen Stromes. Noch im Jahre 1850 kostete ein Pfund Aluminium etwa 80 M. und heute steht der Preis auf etwa 80 Pf. Dadurch ist auch die Verwendung des Aluminiums auf einen ganz neuen Boden gestellt worden. Noch vor etwa zwanzig Jahren versuchte man daraus kleine Kunstgegenstände zu verfertigen, die aber bei Leuten von gutem Geschmack keinen Anklang fanden, erstens weil die Farbe dieses Metalls nicht sehr ansehnlich ist, und zweitens weil man gewöhnt ist, den Wert metallener Gegenstände zum Teil nach dem Gewicht zu schätzen. Für industrielle Zwecke dagegen bietet es ungewöhnliche Vorteile, da es eine große Dauerhaftigkeit mit unvergleichlicher Leichtigkeit verbindet, sich auch gut rollen, säneiden und zu feinstem Draht ausziehen läßt. Man hat neuerdings auch gewisse Gewebe oder Flechtarbeiten in Aluminium ausgeführt. So wurden schon vor längerer Zeit Siebe aus Aluminium verfertigt, die sich in der Zuckerraffinerie geradezu unentbehrlich gemacht haben, weil sie sich schnell mit einem schädlichen Ueberzug bedecken und so eine große Widerstandsfähigkeit gegen Säuren usw. gewinnen. Jetzt aber ist man nach einer Mitteilung von Engliß Mechanic auch dazu übergegangen, höchst feine und zarte Gewebe aus einer Mischung von feinsten Aluminiumdrähten und Seidengarn in jeder gewünschten Farbe herzustellen, die für Prachttoiletten und Theaterkostüme besonders geeignet sein sollen, da sie den Körper wie in Silber getaucht erscheinen lassen. Auch Halstücher, Handtaschen, Gürtel, Schuhe und Hüte werden aus solchen Geweben „komponiert“, und man scheint für eine nahe Zukunft eine wahre Aluminiummode zu erwarten.

Abdampf-Verwertung. Die Ausnutzung des Dampfes, der bei großen Maschinenanlagen aus den Zylindern abströmt, nachdem er seine Energie abgegeben hat, macht viel Schwierigkeiten. Man hat ihn zum Beispiel für umfangreiche Heizanlagen benutzt, aber nicht immer ist dazu Gelegenheit. Man kann die ihm noch innewohnende Wärme und Spannkrast durch Kondensatoren vernichten und dadurch die Leistung der Dampfmaschine steigern, aber dazu gehören große Wassermassen oder Kühl- und Pumpwerke. Besonders brennend ist diese Frage in den Vereinigten Staaten, wo man bekanntlich mehr Wert auf Billigkeit und einfache Bauart der Maschinen, als auf größten Wirkungsgrad legt, und wo deshalb aus den Kolbendampfmaschinen gewaltige Wärmemengen ungenutzt entweichen.

Für diesen Zweck hat sich die Dampfturbine als ein Retter in der Not erwiesen. Sie vermag auch Dampf von ganz geringer Spannung, wenn er nur in großer Menge zufließt, noch trefflich auszunutzen und zwar so vollkommen, daß die nachträgliche Kondensation sehr leicht ist. Schon zu öfteren Malen sind ältere Hochdruckdampfmaschinen durch nachträgliche Hinzufügung von Turbinen ergänzt worden und leisten nun wesentlich mehr. Z. B. auf Schiffen verspricht man sich große Erfolge, wenn der Abdampf von einer oder mehreren Kolbenmaschinen in Dampfturbinen nochmals ausgenutzt und zum Antrieb einer dritten Schraube benutzt wird. Die größte Ausführung dieser Art dürfte eine Zusatzturbine von rund 7000 Pferdekraften sein, die kürzlich für den Betrieb der New Yorker Untergrundbahn aufgestellt worden ist. In der betreffenden Kraftstation arbeiten zwei 7500 pferdige, je vierzylindrige Dampfdynamos von alter, recht schwerfälliger Bauart und entsprechendem Dampfverbrauch. Um ihren Nutzungsgrad zu steigern, ist nun die erwähnte Turbine eingebaut worden, die den Abdampf aus den vier Niederdruckzylindern der beiden alten Maschinen erhält. Es ist eine Dampfturbine mit stehender Kasse und dreistufiger Expansion. Obwohl sie fast ebenso viel Kraft entwickelt als jede von den beiden älteren Maschinen, nimmt sie so wenig Platz ein, daß man sie nur als Zubehör betrachten kann. Die Leistung der ganzen Anlage aber ist um beinahe 50 Proz. gesteigert worden. Die alte und die neue Technik können nicht wirksamer nebeneinander illustriert werden als in diesen alten Dampfriesen mit ihren ungeschlachten Zylindern, Wellen und Gestängen und der glatten kleinen Trommel der neuen, zwischen ihnen kreisenden Turbinendynamo. R. W.